

10. HERZBERG-TAGUNG, 4. NOVEMBER 2008

BERICHTEN ÜBER DAS LEID – LEIDEN NACH DEM BERICHT

VON THOMAS HASLER

Meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen

Als ich die Tagungsbroschüre und die Themen der Referate gelesen hatte, habe ich mich gefragt, ob ich hier überhaupt etwas verloren habe. Ich war nie einer Terrorattacke ausgesetzt, war nie im Gefängnis, habe nie unmittelbar einen Menschen sterben sehen, musste mich nie in eine Gefahr begeben, die nicht berechenbar schien, kurz: Ich habe offensichtlich nie das gemacht, was man eine traumatische Erfahrung nennt (oder was in ihren sicht- und spürbaren Konsequenzen rückblickend als traumatische Erfahrung bewertet werden müsste). Je länger ich aber darüber nachdachte, um so bewusster wurde mir, dass ich gar nicht von der Erfahrung als solcher ausgegangen bin, sondern quasi bereits von den medizinischen oder psychiatrischen Folgen, zu denen traumatische Erfahrungen eben führen können – nämlich von der möglichen Reaktion auf schwerste, katastrophale Belastungssituationen.

Deshalb zurück zu meinen Erfahrungen: Ich habe in den etwa 15 Jahren, in denen ich als Polizeireporter arbeitete, über mehr als einen Flugzeugabsturz oder eine gewalttätige Demonstration berichtet, war bei diversen, tödlich verlaufenen Verkehrsunfällen vor Ort – und zwar zu einer Zeit, in der es noch nicht so üblich war, dass der Unfallort von der Polizei für die Medien solange hermetisch abgeriegelt wurde, bis die Leichen oder Leichenteile geborgen waren. Auf meine Arbeit als Journalist wurde bisher unter anderem mit drei Morddrohungen reagiert. Ich habe in den 20 Jahren, in denen ich als Gerichtsreporter tätig bin, über praktisch alle Arten von Gewaltdelikten berichtet, zu denen ein Mensch fähig ist. Habe Tatortbilder gesehen von Opfern, die regelrecht abgeschlachtet worden waren, habe Obduktionsbilder von Kleinkindern gesehen, die grausam misshandelt worden waren, habe in Anklageschriften Tatschilderungen gelesen, die sich ein gesundes Hirn gar nicht ausdenken kann. Und trotz all dieser Erlebnisse würde ich in Bezug auf mich nicht von traumatischen Erfahrungen zu sprechen. Dazu später mehr.

In der Vorbereitung dieses Statements ist mir aber noch etwas anderes aufgefallen: Angesichts dieses Themas stellt man sich Fragen, deren Beantwortung einen zögern lässt – vielleicht auch deshalb, weil man deren Antworten nicht unbedingt wissen möchte. Eine dieser Fragen lautet: Wie steht es denn eigentlich um die eigene

THOMAS HASLER, „Tages-Anzeiger“, „Berichten über das Leid – Leiden nach dem Bericht“, für Herzberg-Tagung, Verein Qualität im Journalismus, Zürich, 4.11.2008

psychische Stabilität? Unangenehm an dieser Frage ist, dass die Antwort – egal wie ausfällt – auf den ersten Blick beunruhigt. Müsste ich mir nämlich eingestehen, dass mir gewisse Ereignisse flashback-mässig immer wieder in den Sinn kommen, dass ich schlecht ein- oder durchschlafe, dass ich zu erhöhter Reizbarkeit oder zu Wutausbrüchen neige, dann müsste ich mir ja nicht nur die Frage stellen, ob ich an einer Anpassungsstörung oder sogar an einer posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) leide. Ich müsste mich auch fragen, ob ich nicht den Beruf oder mindestens mein Arbeitsgebiet wechseln sollte – mit anderen Worten: ob ich meiner Arbeit gewachsen bin. Stellte ich hingegen fest, dass mich meine beruflichen Erfahrungen weder belasten, noch verfolgen, noch überhaupt irgendwie zu beschäftigen scheinen, dann blieben prima vista wohl auch nur zwei mögliche Erklärungen übrig: Entweder habe ich es im Verdrängen unangenehmer Erfahrungen zur Meisterschaft gebracht – allerdings mit dem Risiko verbunden, dass mich das Verdrängte früher oder später wieder einholt. Oder ich müsste andernfalls anerkennen, dass ich bereits eine derart abgebrühte Routine entwickelt habe, dass mich nichts mehr umhauen kann: ein Leben in einer Art Trutzburg, in der man sich von potenziell bewegenden oder erschütternden Ereignissen emotional abschottet.

Ich liebe meinen Beruf und meine spezifische Arbeit als Gerichtsreporter. Warum das so ist, wäre möglicherweise auch ein paar Fragen wert. Aber lassen wir das. Wenn mir aber meine Arbeit so viel bedeutet, bleibt mir doch gar nichts anderes übrig, als die Frage, ob ich meiner Arbeit gewachsen bin, uneingeschränkt mit „Ja, selbstverständlich“ zu beantworten. Das gilt offenbar auch für andere Kolleginnen und Kollegen. Bei der tamedia, meiner Arbeitgeberin, gibt es einen Sozialdienst. In den letzten acht Jahren kümmerte sich dieser Dienst um sechs Personen, bei denen es Hinweise gab, dass sie durch belastende Erfahrungen in ihrer Arbeit gesundheitlich angeschlagen oder mindestens gefährdet waren. Nach Angaben einer Mitarbeiterin des Dienstes handelte es sich um Fälle, die nach ihrer Einschätzung von „leicht“ bis „krass“ reichten. Gemeinsam war all diesen Fällen: Keine der betroffenen Personen hatte sich von sich aus beim Sozialdienst gemeldet (so viel zum Thema „Holschuld“ von Herrn Haldimann). Wir leben und arbeiten leider in einem Umfeld, in dem es Mut braucht, sich einzugestehen, dass es Erlebnisse gibt, die einem näher gehen, als einem lieb ist. Und die einen mehr belasten, als man auf den ersten Blick zuzugeben bereit ist. Ich kenne Kolleginnen und Kollegen, die ihren Arbeitsbereich wechselten, weil sie – um es unverdächtig zu formulieren – keine Lust mehr hatten, sich unentwegt mit den tristen Aspekten des täglichen Geschehens zu befassen.

Ich selber bin diesen tristen Aspekten des täglichen Geschehens bis heute treu geblieben. Sie üben auf mich nach wie vor eine ungebrochene Faszination aus. Wie gehe ich damit um? Und wie wirkt sich das auf meine Arbeit aus? Habe ich mich bereits in der emotional abgeschotteten Trutzburg gemütlich eingerichtet? Auch das sind so Fragen, die eher unangenehm sind, vor allem wenn man sich um eine ehrliche Antwort bemüht. Ich weiss nicht, ob Sie das auch kennen: Sie sind überzeugt, dass

etwas so ist, wie es zu sein scheint. Handkehrum aber zweifeln sie plötzlich, ob Sie Ihrer eigenen Wahrnehmung trauen können. Ob alles eventuell nicht ganz anders ist, als es für Sie zu sein scheint. Etwa so ging es mir: Ich bin überzeugt, dass ich meiner Aufgabe psychisch gewachsen bin. Handkehrum denke ich manchmal, dass ich nur nicht wahrhaben will, dass mich meine Arbeit belastet. Wie steht's denn um meinen Zigaretten-Konsum? Und habe ich einmal daran gedacht, in welchen Situationen ich von Süßigkeiten nicht genug bekommen kann? Oder hat mir mein Zahnarzt nicht kürzlich gesagt, dass mein Zahnbild darauf schliessen lässt, dass ich wahrscheinlich in der Nacht mit den Zähnen knirsche?

Und trotzdem – um das Thema dieser Tagung aufzunehmen: Ich berichte über das Leid, aber ich leide nicht nach dem Bericht. Warum das so ist, oder mindestens zu sein scheint, kann ich, ehrlich gesagt, auch nicht genau beantworten. Vielleicht hat es mit folgenden Aspekten zu tun:

1. Ich habe eingangs erwähnt, dass ich bisher vor schrecklichen Ereignissen verschont geblieben bin. Von unmittelbar traumatischen Erfahrungen waren andere betroffen. Ich war bloss eine Art nachträglicher Beobachter. Ich nenne das Secondhand-Erfahrungen. Ich weiss, dass ich persönlich nicht direkt bedroht war oder bin. Das schafft Distanz.
2. Ich bin heute ohne weiteres in der Lage, eine Anklageschrift zu lesen, ohne die geschriebenen Worte in die entsprechenden, vierfarbigen Bilder umsetzen zu müssen. Wir haben heute von Christoph Feuerstein gehört, dass die Fantasie oft viel schlimmer ist als die Realität. Nennen Sie es Erfahrung oder Routine. Aber auch das schafft eine Distanz zwischen mir und dem Gegenstand, über den ich berichte.
3. Ich habe mich mit dem Gegenstand meiner Beobachtung auch theoretisch intensiv beschäftigt. Innerhalb der Gerichtsberichterstattung habe ich mich auf Fragen rund um die forensische Psychiatrie spezialisiert, die ja mit fast absoluter Sicherheit zum Einsatz kommt, wenn die Ereignisse als grausam, nicht nachvollziehbar, unverständlich, empörend, unmenschlich und deshalb auch oft als besonders belastend taxiert werden. Es soll nicht überheblich klingen: Aber Sachverstand relativiert die Dinge.
4. Gerichtsberichterstattung ist heute in vielen Fällen vor allem Berichterstattung über Tat und Täter. Das Opfer – ganz selten an der Verhandlung anwesend – wird zum Objekt der Tat und des Täters. Es ist eine Art Abstraktum, dessen Leid etwa so sichtbar ist, wie die Sonne durch einen Nebelschleier. Das macht das Leiden buchstäblich weniger sichtbar und dadurch erträglicher. Es ist kein

Zeichen von Schwäche, auch einmal nicht genau hinzuschauen.

All das, was ich eben aufgezählt habe, sind mögliche Strategien, um potenziell belastende Erfahrungen in meinem Arbeitsbereich zu bewältigen. Gleichwohl möchte ich mich so selten wie möglich an ihnen orientieren. Denn die Distanz, die ich zwischen mich und den Gegenstand meiner Beobachtung lege, ist auch eine Distanz, die sich in meinen Texten niederschlägt. Wenn ich mich nicht mehr berühren und erschüttern lasse, wenn ich konsequent die Nähe meide, werde ich zum journalistischen Technokraten. Mein Anspruch ist ein anderer: Ich möchte nachvollziehbar – nicht entschuldigbar – machen, warum dieses oder jenes Leid geschehen ist, welche Folgen es hatte, warum das Gericht zu diesem oder jenem Urteil gekommen ist. Dabei gilt meine Verantwortung den Akteuren – und der Leserschaft: Darum liest man in meinen Texten ab und zu den Satz: „Auf die Schilderung von Details wird an dieser Stelle ausdrücklich verzichtet“. So gesehen kenne ich weniger das Leiden nach dem Bericht als vielmehr das Leiden vor dem Bericht. Aber auch das ist ein anderes Thema.

Ich komme zum Schluss: Über das Leid berichten und dabei offen, zugänglich, berührbar zu bleiben, ist mein Anspruch und meine Motivation als Journalist – und als Mensch. Fragen Sie mich nicht, warum ich glaube, das unbeschadet leisten zu können. Aber fragen Sie mich in dem Fall auch nicht, warum ich Berufs begleitend das Studium zum Master in Angewandter Ethik absolviert habe, warum ich mich in Analytischer Psychologie weiterbildete, warum ich mich zum Psychodramatiker habe ausbilden lassen, warum ich nach langen Gerichtstagen zu Hause in reinen Harmonien ausufernd Klavier spiele. Manchmal – wenn ich nicht grad wieder vom Gegenteil überzeugt bin – bilde ich mir ein, dass das alles mehr als blosser Neugierde und Wissensdurst ist, sondern dass es auf direkte Weise mit meinem Beruf zu tun hat. Dass ich all das brauche, um das zu tun, was ich tue. Und dass es mich in einem gesunden Gleichgewicht hält – als Journalist und als Mensch.

Ich danke Ihnen fürs Zuhören.